

Suche nach einem Wegweiser

Mein viel versprechender Versuch nicht hinzusehen, schlug fehl. Ich konnte einfach nicht vorübergehen. Diese Augen, die mich bittend ansahen und die mageren Hände, die sich mir entgegenstreckten, machten es mir einfach unmöglich. Vielleicht war dieses Augenspiel durch unermüdliches Training eingelernt und dieser Blick nicht wirklich echt, aber wie sollte ich das beurteilen? Wer war schon in der Lage abzuschätzen, ob jemand wirklich Not litt oder nur zum Schein so tat, als würde er am Hungertuch nagen. Vielfach war schon bekannt geworden, dass so ein flehender Blick auch die härtesten Herzen erweichen und die Geldbörsen öffnen konnte. Aber würde sich denn jemand bettelnd in der elegantesten Straße Wiens zur Schau stellen, wenn es für ihn nicht unbedingt notwendig wäre?

Ging ich vorüber, ohne etwas zu geben, so würden mich diese flehenden Augen in den folgenden Nächten im Traum verfolgen. Nichts hasste ich mehr, als diese schlaflosen Nächte. Vorwürfe quälten mich dann und dubiose Traumgestalten bezichtigten mich des Geizes und sahen es als gerechte Strafe an meine Nachtruhe zu stören. Und alles nur, weil ich den Griff nach meiner Geldbörse unterlassen hatte.

Um mein Gewissen zu beruhigen und meinen friedlichen Schlaf zu sichern, hatte ich deshalb seit einiger Zeit immer einige Fünfzig Cent Münzen in meiner Jackentasche griffbereit eingesteckt, um schnell und unauffällig geben zu können. Denn diese nach Almosen bittenden Augen wurden in Wien – wahrscheinlich auch in den anderen Großstädten - immer mehr und mehr. Sie waren überall anzutreffen. In den Außenbezirken genauso, wie hier im Zentrum der Stadt.

In Gedanken verloren fasste ich nach einer der lose in meiner Jackentasche klimpernden Geldstücke, als eine despotische Stimme mich zusammenzucken ließ und mein Griff nach der Fünfzig Cent Münze unvollendet blieb.

„Lassen Sie das! Es ist nicht richtig, etwas zu geben. Auch wenn es nur wenig und nicht der Rede wert sein sollte. Jeden Tag tauchen mehr und mehr Bettler auf und je öfter gegeben wird, umso zahlreicher wird das Bettelvolk. Bald wird man Spießruten laufen müssen, um ungeschoren durch die Stadt zu kommen“, fauchte mich ein gut aussehender älterer Herr an. „So geht es nicht weiter. Wir mussten noch arbeiten, wollten wir zu Essen haben. Kein Mensch hat uns etwas umsonst gegeben. Da Arbeit, da Lohn, war die Devise. Aber heute glaubt jeder ein Anrecht darauf zu haben, vom Staat erhalten zu werden. Und wer bezahlt das, frage ich Sie?“ Dabei stieß er mit seinem Zeigefinger gegen meine Brust, als ob er mich damit durchbohren wollte. Dann setzte er fort: „Doch wieder nur wir. Durch höhere Steuern und geringere Pensionen. Und warum? Weil unser soziales Netz für alle da ist.“

Angesichts seiner Aufsehen erregenden Gebärden und seiner alles übertönenden Stimme hatte sich in Windeseile eine ansehnliche Menschenmenge um mich und meinen Widersacher gebildet, die mit

Interesse seine Äußerungen verfolgte. Einige Zuhörer aus der Menge nickten zustimmend, andere aber zeigten durch energisches Schütteln ihrer Köpfe an, dass sie nicht der Meinung meines Kontrahenten waren. Eine bemerkenswerte Diskussion entbrannte, mitten auf Wiens Kärntnerstraße.

„In unserem Land gibt es genug notdürftige Menschen, denen geholfen werden muss. Spenden Sie für diese, wenn Sie Ihr Geld schon unbedingt loswerden wollen“, keifte mich eine mit unzähligen Einkaufstüten beladene Dame an. „Aber wahrscheinlich sind Sie eine von denen, die keine Kinder haben - die einem ohnedies den letzten Groschen aus der Tasche ziehen - und nun nicht wissen, was Sie mit ihrem Geld anfangen sollen. Oder ist es vielleicht ohnedies nur das Geld ihres Mannes? So wie Sie aussehen, haben Sie sicher noch nie etwas gearbeitet und wissen daher den Wert des Geldes nicht zu schätzen.“

„Aber bitte, sie kann doch machen, was sie will. Es ist ja ihr Geld und wenn sie nichts Besseres damit anzufangen weiß, ist das auch nur ihr Problem. Ich gebe auch, zwar nicht viel, aber doch etwas, aber nur der Caritas, da weiß ich wenigstens, wo mein Geld hinkommt“, äußerte sich ein junger Mann aus der mich umzingelten Menge.

„Das stimmt nicht, junger Mann“, ereiferte sich ein etwas heruntergekommen aussehender Endvierziger und hob belehrend seinen Zeigefinger. „Es ist auch unser Problem und nicht nur das Problem dieser Dame hier. Immer mehr und mehr Ausländer kommen in unser Land und nehmen uns die Arbeit weg. Und jene, die nicht Arbeiten dürfen oder können oder wollen, die werden großzügig unterstützt, bekommen Quartier, zu essen und sonst noch alles, was sie brauchen. Schauen sie mich an, ich bin seit fast drei Jahren arbeitslos. Laut Arbeitsamt kaum mehr vermittelbar, trotz Umschulungskursen. Fast fünfundzwanzig Jahre war ich bei derselben Firma beschäftigt, dann wurde die Erzeugung in den Osten verlagert. Dort sind die Löhne nicht so hoch, wie hier bei uns. Ganz klar, dort gibt es nicht so viele Lohnnebenkosten, die die Produktionskosten in die Höhe treiben. Natürlich habe ich eine Abfertigung und die üblichen Zahlungen erhalten. Aber ewig reicht dieses Geld auch nicht. Und die Arbeitslose macht das Kraut auch nicht fett und das dauernde Ansuchen darum, untergräbt die Selbstachtung. Meiner Frau bin ich zu verbittert geworden, nachdem ich überall Absagen erhalten habe. Sie hat sich scheiden lassen und nun gehört die Wohnung ihr und ich lebe von der Notstandshilfe und im Männerheim. Die Miete der Wohnung hätte ich mir ohnedies nicht mehr leisten können.“

„Ja, er hat Recht“, stimmten ihm einige aus der Menge zu.

„Aber“, wagte ich zaghaft einzuwerfen, „ich spende ja auch an österreichische Institutionen und gar nicht so wenig.“

„Das will ich doch hoffen, haben wir doch auch genug Menschen in unserem Land, denen es nicht so gut geht, wie anscheinend Ihnen“, meldete sich wieder der Despot zu Wort, der diese Diskussion entfacht hatte.

Eine gebrechlich wirkende ältere Dame meinte mit zarter weicher Stimme: „Ist es nicht so, dass wir Österreicher die Weltmeister im Geld spenden sind? Ich erinnere mich gehört zu haben, dass für „Licht ins Dunkel“ und auch für „Nachbar in Not“ unbeschreiblich hohe Geldbeträge eingelangt sind. Oder habe ich da irgendetwas verwechselt“, fügte sie zaghaft hinzu und stützte sich auf ihren Stock, um nicht aus dem Gleichgewicht zu geraten.

„Natürlich spenden wir gerne, aber nur wenn es wirklich notwendig ist“, rief ein Mann aus der Runde, der die Umstehenden um einen ganzen Kopf überragte. „Aber diese Spenden sollen ordnungsgemäß an ihr Ziel kommen und an die Richtigen gelangen. Nur wer wirklich in Not ist, soll Unterstützung bekommen, aber doch nicht jeder und doch nicht willkürlich. Da kann ja auch ich kommen und sagen, dass ich keine Arbeit finde und in Not geraten bin und werde unterstützt und brauche nicht mehr zu arbeiten.“

Ein junges Mädchen schob sich in den Vordergrund und meinte: „Ganz so wie sie es sehen ist es auch wieder nicht. Ich kenne mich da aus. Es gibt Arbeitsplätze, die sind nicht gefragt bei unseren Leuten. Da sind unsere Arbeitnehmer ganz froh, wenn diese Arbeiten von den Ausländern übernommen werden. Die machen dann diese unbeliebten, oft schweren, schmutzigen und manchmal auch ihre Gesundheit gefährdenden Arbeiten für ein Butterbrot und sind froh damit ihre Familie halbwegs über Wasser halten zu können. Viele sind gar nicht angemeldet und haben keine Sozialversicherung und fallen daher durch unser so viel gepriesenes soziales Netzwerk.“

„Wir wissen, dass viele Asylanten liebend gerne arbeiten würden, aber nicht dürfen“, sagte ein Mann und seine ihn unterhakende Ehefrau, nickte zustimmend. „Man lässt sie leider nicht, es gibt zu viele Formalitäten, die sie alle nicht erfüllen können. Sie sind zum Nichtstun gezwungen, aber Geld brauchen sie ja doch. Jeder Mensch hat doch seine Bedürfnisse, einer mehr und einer weniger.“

Ein kleines Mädchen quengelte und versuchte ihre Mutter aus der Menge herauszuziehen. „Mama, was ist nun mit meinem Eis? Was machen denn diese Leute hier und warum gehen wir nicht weiter. Du hast mir doch das Eis versprochen!“

„Gleich, mein Schatz“, versuchte die Mutter die Kleine zu beruhigen. „Gleich gehen wir dein Eis holen, lass mich nur noch ganz kurz hier zuhören. Dann bekommst du auch eine ganz große Portion.“

So stand ich unschlüssig da mit meinem fünfzig Cent Stück in der Hand und wagte nicht es der alten, zitternden Frau in die Hand zu drücken, aus Angst davor, dass diese mich einkreisende Menge, womöglich über mich herfallen könnte.

Ich fragte mich, wie lange sich diese Diskussion noch hinziehen würde, hatte ich doch eine Verabredung getroffen, die ich nicht versäumen wollte. Aber wie sollte ich mich aus dieser Belagerung befreien, ohne Schaden zu nehmen. Doch plötzlich, kam Hilfe von oben. Einzelne dicke Tropfen fielen

aus einem bisher blauen Himmel. In der Aufregung hatte niemand darauf geachtet, dass in der Zwischenzeit dunkle Wolken aufgezogen waren. Auch das leise Grollen einiger warnender Donner vor dem Gewitter war in dem Lärm untergegangen. Nun aber blickten alle besorgt zum Himmel hinauf, sie knöpften ihre Jacken zu, öffneten ihre Schirme und suchten eilends das Weite. Innerhalb weniger Minuten hatten mich alle verlassen. Da drückte ich der ängstlich wartenden Bettlerin das in meinen Händen schon heiß gewordene fünfzig Cent Stück in die Hand, öffnete überdies meine Brieftasche und legte noch einen Schein dazu. Dann nickte ich ihr aufmunternd zu und machte mich, den vorsorglich mitgenommenen Schirm öffnend, auf den Weg zu meinem Termin.

Ich war beruhigt, heute Nacht würden mich sicherlich keine schrecklichen Gestalten beschimpfen und aus dem Schläfe reißen.

Was geschieht aber, sinnierte ich in Gedanken weiter, wenn sich die Spirale in die andere Richtung dreht. Vielleicht bin ich plötzlich nicht mehr oben, sondern unten. Was dann, wenn es mir einmal finanziell schlecht gehen sollte. Gehe ich in dieser Großstadt dann unter, oder kann auch ich damit rechnen vom sozialen Netz aufgefangen zu werden und bleibt mir dadurch ein windgeschützter Platz zum Almosen betteln in Wiens elegantester Einkaufsstraße erspart? Sollte ich nicht sicherheitshalber die Großstadt verlassen und vielleicht wieder in meinen Heimatort, das verschlafene kleine Nest in Niederösterreich, zurückkehren? Dort wo jeder jeden kennt und wo einer dem anderen hilfreich unter die Arme greifen würde, wenn er Hilfe notwendig hätte. Dort wo ich sicher nie betteln müsste, wenn es mir schlecht gehen sollte und wo mein Hunger gestillt würde, wenn ich darunter leiden sollte.

Ich fürchte, ich werde doch wieder eine schlaflose Nacht verbringen, aber diesmal aus Sorge um meine eigene Zukunft.